

Am Ende der Maskenspiele

Europa erklären helfen – ein Interview mit dem ukrainischen Schriftsteller Juri Andruchowytsh

Während sechs Monaten arbeitete der ukrainische Schriftsteller Juri Andruchowytsh (geb. 1960) auf Einladung der Kulturstiftung Landis & Gyr in Zug. Zum Abschluss seines Aufenthaltes gab er Auskunft über das Verhältnis der Ukraine zu Europa, zu seinen ästhetischen Vorbildern und zu seiner Wahrnehmung der Schweiz. Das Gespräch führten Ulrich M. Schmid und Andreas Breitenstein.

Die Ukraine ist voll im Trend. In Westeuropa werden Sie allerdings eher als intellektueller Botschafter der Ukraine wahrgenommen und weniger als Autor. Bedeutet das politische Interesse an der Ukraine für Sie als Künstler eher eine Chance oder eine Belastung?

Juri Andruchowytsh: Obwohl ich kein Vertreter einer Partei bin, engagiere ich mich politisch sehr stark. Vor der «oranen Revolution» war die Ukraine ein weisser Fleck auf der Landkarte Europas. Dass die Ukraine nun im Ausland überhaupt wahrgenommen wird, ist sicher positiv. Viele Kulturscheinungen wie etwa die ukrainische Kunst, der ukrainische Film oder die ukrainische Literatur sind aber in Europa immer noch viel zu wenig bekannt. Dabei gibt es innerhalb Europas grosse Unterschiede: Ein Problem liegt etwa darin, dass es in Schweden, den Niederlanden oder Frankreich zu wenig literarische Übersetzer gibt, die das Ukrainische beherrschen.

Sie sprechen sehr gut Deutsch und sind oft in Deutschland. Sie haben auch eine Reihe von deutschen Literaturpreisen erhalten. Was bedeutet Ihnen die deutsche Kultur?

Deutschland ist gewissermassen das nächste Nachbarland der Ukraine. Hier gibt es ein genuines Interesse an Osteuropa, an das ich anknüpfen kann. In meiner Jugend habe ich intensiv die Werke von E. T. A. Hoffmann gelesen. Wichtig war für mich auch Rilkes frühe Lyrik, die ich als junger Dichter ins Ukrainische übersetzt habe. Am meisten hat mich aber Hermann Hesse mit seiner Idee des «magischen Theaters» aus dem «Steppenwolf» beeinflusst. Auch die phantastische Utopie des «Glasperlenspiels», das Mitte der siebziger Jahre in einer ukrainischen Übersetzung erschien, habe ich in meinen eigenen Romanen verarbeitet.

Von Österreich enttäuscht

Galizien gehörte zur Habsburgmonarchie. Wie stehen Sie zur kakanischen Tradition?

Ursprünglich wurde Österreich von mir idealisiert, heute bin ich von Österreich tief enttäuscht. Anfang der neunziger Jahre lernte ich den k. u. k. Mythos kennen. Die mitteleuropäische Idee war ganz neu für mich, ich schrieb damals meine ersten Essays zu diesem Thema, wie zum Beispiel «Erz-Herz-Perz». Heute grenzt sich Österreich scharf von der habsburgischen Tradition ab. Niemand versteht mich, wenn ich in Österreich über dieses Thema spreche. Die Leute sagen: Das ist uninteressant und veraltet. Österreich ist ein kaltes Land, von dem ich viel geträumt habe und in dem ich kein Verständnis gefunden habe. Für diese Gleichgültigkeit habe ich mich literarisch

gerächt: Möglicherweise habe ich deshalb in meinen Romanen die österreichischen Protagonisten umkommen lassen und damit gewissermassen den Österreicher in mir umgebracht. Österreich ist heute zur tiefsten Provinz verkommen, ich war 1997 das letzte Mal dort.

Was für einen Eindruck haben Sie von der Schweiz? Kann man die Vielfalt der Nationalkulturen in der Schweiz mit der Ukraine vergleichen?

Die Schweiz hat eine ganz andere Identität als Deutschland. Das liegt vor allem an der alltäglichen Ordnung. Alles ist sehr reguliert – zu viel für mich. Diese Ordnung ist gut für einen kurzen Aufenthalt, aber nicht für ein ganzes Leben. In der Schweiz gibt es eine einheitliche Kultur, die in den einzelnen Regionen durch verschiedene Sprachen kodifiziert wird. Ähnlich ist es in der Ukraine: Auch hier gibt es für die ukrainische Nationalkultur eine ukrainische und eine russische Ausprägung. In der Ukraine finden wir noch weitere Sprachen: das Ungarische in Transkarpatien und das Rumänische in der Bukowina. Allerdings muss man hier von kulturellen Minderheiten sprechen, während die Russen nicht in der Minderheit sind. In der Schweiz und in der Ukraine gibt es einen Konflikt zwischen den «Hochsprachen» Französisch und Russisch einerseits und den «Bauernsprachen» Schweizerdeutsch und Ukrainisch andererseits. Allerdings kann man in der Schweiz die Sprachgrenze genau bestimmen, während das Ukrainische und das Russische in der Ukraine nebeneinander existieren und ineinandergreifen. In beiden Ländern tragen die Sprachen aber einen Kampf um ihre Rolle in der Gesellschaft aus.

Hat die ukrainische Literatur ihre subversive Funktion, die sie in der Sowjetzeit ausübte, nach der politischen Wende von 1991 verloren?

Die Situation hat sich natürlich grundlegend verändert; es gibt heute aber eine andere Art von Subversion. Man lebt zum Beispiel in Kiew und erfährt von einem interessanten Buch, das in einer kleinen Auflage in Lemberg erschienen ist. Der Vertrieb solcher Bücher erfolgt über eigene Kanäle im Untergrund der ukrainischen Kultur. Der Untergrund ist nicht mehr eine politische, sondern eine wirtschaftliche Grösse. Der ukrainische Buchmarkt ist heute auf kommerzielle Literatur fixiert, auf Krimis und Fantasy, wobei Bücher aus Russland dominieren. Deshalb werden alternative Buchhandlungen organisiert. So haben zwanzig bis dreissig junge Leute in Dnjepropetrowsk einen CD- und Buchvertrieb buchstäblich im Untergrund, in einem Keller, eröffnet. Das Sortiment wird auch online verkauft – wir haben es hier mit einer eigenartigen Mischung aus Untergrund und Kommerz zu tun.

Ukrainisch ist Mode

In welchem Verhältnis stehen die russische und die ukrainische Literatur in der Ukraine?

Es ist hip, Ukrainisch zu sprechen und ukrainische Bücher zu lesen. In der erwähnten Buchhandlung in Dnjepropetrowsk hatte ich eine Lesung; im Saal waren etwa 500 Zuhörer. Ich sagte zu den Organisatoren, dass das wahrscheinlich alle Ukrainisch-Leser in dieser russischsprachigen Millionenstadt seien. Man antwortete mir,

dass auch neunzig Prozent der im Saal Anwesenden Russen seien, die sich für ukrainische Literatur interessierten. Heute treffen junge Autoren in russischsprachigen Regionen der Ukraine eine bewusste Sprachwahl zwischen dem Russischen und dem Ukrainischen. Das hat nichts mit Konjunktur zu tun, sondern ist eine existenzielle Entscheidung. In einem gewissen Sinn legt ein Autor damit ein *cognitive mapping* fest; er erstellt für sich eine eigene Landkarte und definiert seine Räume, seine Orte.

Vor kurzem ist in Kiew eine Gedichtsammlung einer Autorin erschienen, die gleich gut auf Russisch und auf Ukrainisch schreibt. Das ist die Ausnahme. In der Regel beherrscht ein Schriftsteller eine der beiden Sprachen besser. Auch ich selbst habe einige meiner Essays ins Russische übersetzt und dabei festgestellt, dass mir im Russischen einige Nuancen und Ausdrucksmöglichkeiten fehlen. Mein Russisch ist viel ärmer als mein Ukrainisch. Autoren, die sich für das Russische entscheiden, werden von einem anderen Zentrum, von Moskau, angezogen.

Ein Beispiel für eine ziemlich komplexe Position stellt der in Kiew lebende Schriftsteller Andrei Kurkow dar. Er ist ethnischer Russe, wurde in Petersburg geboren und schreibt auf Russisch. Kurkow ist ein Pragmatiker: Weil er seine Werke auch auf dem ukrainischen Buchmarkt verkaufen will, übersetzt er seine eigenen russischen Texte auch ins Ukrainische. Letztlich ist er ein ukrainischer Schriftsteller, der russisch schreibt.

Ist die ukrainische Literatur ästhetisch an Europa anschlussfähig?

Zu hundert Prozent. Junge Autoren richten sich heute ganz nach dem Westen aus. Ein Beispiel ist etwa Ljubko Deresch, dessen Bücher bereits auf Deutsch, Italienisch, Spanisch, Niederländisch und Französisch erschienen sind. Deresch gilt als ein literarisches Wunderkind: Weil er seinen ersten Roman mit sechzehn veröffentlichte, dachten viele, es handle sich dabei um eine Mystifikation, der wahre Autor müsse viel älter sein. Deresch und ich haben bei Suhrkamp dieselbe Lektorin, Katharina Raabe. Sie sagt mir immer: Deine Bücher werden von Leuten gelesen, die sich für die Ukraine interessieren. Für Dereschs Leser spielt es keine Rolle, dass er Ukrainer ist. Er schreibt über Themen, die alle Teenager interessieren, egal aus welchem Land sie stammen.

Aus Parodie wird Ernst

Sie stehen unangefochten an der Spitze der ukrainischen Gegenwartsliteratur. Wie ist es, ein lebender Klassiker zu sein?

Eigentlich bin ich schon seit 1990 ein Patriarch. 1985 hatten wir die Gruppe Bu-Ba-Bu («burlesk, balahan, bufonada») gegründet, und fünf Jahre später feierten wir unser erstes Jubiläum. Alles, was wir machten, war ironisch gemeint: Ich wurde bei dem hochtrabenden Anlass zum Patriarchen der «Bubabisten» ernannt. In einem gewissen Sinn ist jetzt aus dieser Parodie Ernst geworden. Allerdings will ich kein Lehrer sein, ich möchte ein Schüler bleiben. Deshalb habe ich kaum mehr Kontakt zu den Bubabisten. Wir treffen uns alle Jubeljahre einmal, das letzte Mal 2005 zu unserem zwanzigjährigen Bestehen. Meine Freunde sind heute eher junge ukrainische Autoren, die zwischen zwanzig und dreissig Jahre alt sind. Keineswegs bin ich ein Klassiker der ukrainischen Literatur: Klassisch zu sein, heisst für mich, tot zu sein.

Der Anfang der neueren ukrainischen Literatur-

geschichte zu Beginn des 19. Jahrhunderts steht im Zeichen der Parodie. Planten Sie mit den Bubabisten ebenfalls einen Neubeginn der ukrainischen Literatur?

Unsere eigenen Wurzeln liegen eher bei der ukrainischen Avantgarde der zwanziger Jahre und den Futuristen. Wir merkten dann aber bald, dass unsere Traditionslinien viel weiter zurückreichen. Wir entdeckten Anfang der neunziger Jahre die völlig vergessene ukrainische Barockliteratur. Diese Dichter waren Mönche, die sich in ihren Werken einer Mischung aus der ukrainischen Volkssprache, dem Polnischen, dem Lateinischen und dem Altkirchenslawischen bedienten. Dabei experimentierten sie mit spielerischen Formen wie Palindromen oder Akronymen. Gut beobachten lässt sich dieser innovative Zugang zur Sprache bei Ioann Welytschkowsky.

Sie gelten als postmoderner Autor. Wie ist Ihr Verhältnis zur Postmoderne heute?

Ich glaube immer noch daran, dass die Möglichkeit zur Veränderung sehr wichtig ist. Jedes neue Buch eines Autors muss gegenüber den bisherigen einen Fortschritt darstellen. Ende der neunziger Jahre habe ich mich mit meinen europäischen Essays von der Postmoderne als künstlerischem Programm verabschiedet. Die Postmoderne bedeutete für mich vor allem ein Maskenspiel. Ich war nie ich, sondern versteckte mich unter verschiedenen Identitäten.

In meinem ersten Roman, «Rekreationen» (1992), habe ich mein Ich auf vier Handlungspersonen aufgeteilt. In «Moscoviada» (1993) hat sich diese Projektion auf einen Protagonisten verengt, in dem ich mich gespiegelt habe. In «Perversion» (1996) tritt zwar nur ein Held auf, dieser Held hat aber vierzig Namen. Damit ist schon die äusserste Grenze des Spiels mit der eigenen Identität erreicht. Mein letzter Roman, «Zwölf Ringe» (2003), ist bereits völlig traditionell und realistisch. Wenn dort Professor Doktor über den ukrainischen Avantgarde-Dichter Antonytsch spricht, dann zitiert er aus meiner eigenen Dissertation. Mein neuester Roman heisst «Geheimnis» und ist gleichzeitig ein Geheimnis. Der Protagonist heisst dort direkt Juri Andruchowytsh – ich bin viel offener, aufrichtiger geworden.

Wechselseitige Stereotype

Ihre Werke werden in Amerika und Europa verlegt, Sie selbst sind in allen westlichen Medien präsent. Sind Sie schon verwestlicht?

Ich versuche, mich für eine gegenseitige Annäherung zwischen der Ukraine und Europa einzusetzen. In der Ukraine herrscht folgendes Stereotyp: Der Westen sei unglaublich reich, jeder könne sich dort alles leisten. Dieser Reichtum beruhe auf der Ausbeutung der Dritten Welt, was zum Teil ja auch stimmt. Die westlichen Stereotype über die Ukraine behaupten genau das Gegenteil. Solche Pauschalurteile irritieren mich. Für einen Ukrainer ist es kaum möglich, in den Westen zu reisen und eigene Erfahrungen zu sammeln. Vor allem die Visaregulierungen schränken unsere Bewegungsfreiheit stark ein.

Für neunzig Prozent der Ukrainer leben die Westeuropäer auf einem anderen Planeten. Am schlimmsten ist: Die zehn Prozent, die nach Westeuropa reisen können, werden in der öffentlichen Meinung verdächtigt und mit der sowjetischen Nomenklatura verglichen. Daraus resultiert eine dramatische Teilung der Gesellschaft. Wenn Ukrainer für dreissig Euro nach Paris fliegen und dort Ausstellungen oder das Theater besuchen könnten, wären sie in der Lage, sich ein eigenes Bild von Westeuropa zu machen. Vielleicht liegt hier meine Aufgabe als Schriftsteller: Zu erklären, wie der Westen funktioniert und weshalb die Ukraine ein integraler Bestandteil

Europas ist.